



Konrad  
Adenauer  
Stiftung

50 YEARS OF WORLDWIDE COOPERATION

Stadtdekan a.D. Hans Dieter Strack (München)

## **„Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“**

**Vortrag am 3. Juli 2013 bei einem Symposium der Konrad-Adenauer-Stiftung  
in Jerusalem zu Ehren von Schalom Ben-Chorin**

Schalom Ben Chorin – Friede und Freiheit, und das eine nicht ohne das andere! Schon die Namensgebung ist Programm, gespeist vom Erlebnis der Unfreiheit und jährlich erneuert am Vorabend des Passah-Festes. Das rettende und befreiende Handeln Gottes gehört zu den Grunderfahrungen Israels. Die Begründung der Gebote lautet: „Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das für Vermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott, geboten hat? So sollst du deinem Sohn sagen: Wir waren Knechte des Pharao in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand... und führte uns von dort weg, um uns hineinzubringen und uns das Land zu geben, wie er unseren Vätern geschworen hatte“ (5.Mose 6,20-21.23). Im selben Kapitel des 5. Mosebuches steht das Glaubensbekenntnis, das „Sch'ma Jisrael“, das jeder gläubige Jude

dreimal am Tag betet. „Der Mann, der Frieden heißt“ – so der Titel einer Publikation, die der Bleicher-Verlag zu Ehren des Jubilars zu dessen 70. Geburtstag herausgegeben hat – hat die Hoffnung auf Frieden und Freiheit bewusst mit der Geschichte seines Volkes verbunden, und er wusste sich selbst als Teil dieser Geschichte. Er wusste: Wirklicher Friede ist nicht denkbar ohne die Erfahrung der Freiheit, und Freiheit kann wirklich nur im Frieden erlebt werden. An jedem Seder-Abend wird die Erinnerung an die Vergangenheit lebendige Gegenwart. In der Haggada lesen wir: „Nicht nur unsere



Vorfahren hat er befreit: Denn da ist kein einziger Feind, der sich gegen uns erhebt, um uns zu vernichten, aus dessen Hand der Heilige – gelobt sei er - uns nicht errettet.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, wir sind mit dieser Vorbemerkung bereits mitten im Thema. „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“ Als ich gefragt wurde, ob ich zu dem heutigen Beitrag bereit wäre – und mehr als ein „Beitrag“ kann es nicht sein! –, da war ich zunächst einmal erschrocken. Es erschien mir unmöglich, dem Lebenswerk Schalom Ben Chorins gerecht werden zu können, dann aber kam mir dieses Wort des Apostels Paulus in den Sinn. Es hat mich begleitet, seit ich mich selber für den Dialog von Christen und Juden eingesetzt habe. In seinem Römerbrief

setzt sich Paulus bekanntlich mit der bleibenden Erwählung Israels auseinander, und in diesem Zusammenhang warnt er die Christen in Rom und anderswo, sich nur ja nicht zu rühmen, sich nur ja nichts einzubilden. Für mich als Christen war diese Warnung immer eine große Verpflichtung. Paß auf, denke immer daran: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich!“ Auch Schalom Ben Chorin muß das freilich so empfunden haben. Machte er sich doch selber auf den Weg zu seinen eigenen Wurzeln, noch zu Hause in München, und wenn er damit später gewissermaßen zwischen die Fronten geriet, zwischen eine eher orthodoxe und eine eher säkulare Interpretation der jüdischen Geschichte, dann blieb es doch immer sein Anliegen, das Verständnis des jüdischen Glaubens von seinen Wurzeln her zu vermitteln. Als „Baumeister des jüdisch-christlichen Dialogs“ wurde Schalom Ben Chorin vielfach gewürdigt, als ein Brückenbauer, aber er wollte eben immer auch eine Brücke schlagen für seine jüdischen Schwestern und Brüder, eine Brücke zwischen ihrer eigenen Vergangenheit und ihrer Gegenwart in einem wiedererstandenen Israel.

Über Schalom Ben Chorin und den jüdisch-christlichen Dialog ist so viel geschrieben worden, dass ich sein Vermächtnis und seine Bedeutung als bekannt voraussetzen kann. Ich komme hierher aus München, wo im Archiv der Stadt sein Arbeitszimmer maßstabsgetreu wieder aufgebaut wurde. Wir Münchner betrachten das als hohe Auszeichnung, und wir sind seiner Frau Avital unendlich dankbar dafür, dass sie diesem Umzug zugestimmt hat und wir nicht mehr erst nach Jerusalem reisen müssen, um ihn zu besuchen. Wenn ich dieses Zimmer betrete – und ich habe das natürlich auch in Vorbereitung des heutigen Abends wieder getan – dann bin ich geradezu erschlagen von der Fülle der Literatur, die Schalom Ben Chorin im Laufe seines Lebens gesammelt hat und die seinen geistigen Fundus ausmachte, ganz abgesehen von den vielen Gegenständen, die die Erinnerung wach rufen: Die Photographien der Familie beispielsweise, die alte Schreibmaschine, das uralte Telephon, die Bilder an der Wand und vieles andere. Tovia und Ariela haben davon erzählt, wie sie sich hier unter dem Schreibtisch verkrochen haben! Von den Bildern an der Wand möchte ich besonders ein Portrait Martin Bubers erwähnen. Es ist mir bei meinen jetzigen Besuchen mehr als bisher klar geworden, wie sehr Schalom Ben Chorin in dessen Tradition steht und was er selber der „Zwiesprache mit Martin Buber“ verdankt.

Im Folgenden möchte ich also zusammenfassen, was mich als christlichen Theologen mit Schalom Ben Chorin verbindet. Ich beginne mit sehr persönlichen Erfahrungen. Als vor zwei Jahren an seinem Geburtshaus in der Münchner Zweibrückenstraße eine Gedenktafel enthüllt wurde, da habe ich eine kurze Ansprache gehalten, auf die ich hier zurückgreifen kann. Ich spreche dann von dem Erbe Martin Bubers und davon, wie nachhaltig dieses Erbe die Arbeit von Schalom Ben Chorin geprägt hat. Und schließlich möchte ich versuchen, die Konsequenzen anzudeuten, die sich für mich für den christlichen Glauben ergeben. Freilich können das alles nicht mehr als Andeutungen sein, und ich bin mir ihrer Bruchstückhaftigkeit bewusst. Wer die ganze Tragweite der Theologie Schalom Ben Chorins erfassen will, kommt nicht darum herum, seine Bücher selber zu lesen, allen voran natürlich die berühmte Trilogie „Bruder Jesus – der Nazarener in jüdischer Sicht“, „Paulus – der Völkerapostel in jüdischer Sicht“ und „Mirjam – Maria in jüdischer Sicht“.

## I

Erstens also eine persönliche Annäherung: Wie habe ich ihn selber erlebt? Ich sehe ihn vor mir, wie er auf mich zukam mit dem Stock in der Linken und der Zigarre in der Rechten, bedeckt mit der unvermeidlichen Baskenmütze und liebevoll begleitet von seiner Frau. Ich sehe ihn vor mir am Rednerpult, wenn er nach der richtigen Brille suchte, oder am Büchertisch, umgeben von einer großen Fangemeinde. Und ich habe den Klang seiner Stimme im Ohr, unverwechselbar besonders beim Zitieren aus seiner hebräischen Bibel. Und wenn ich zu Hause vor meinem Bücherregal mit den Judaica stehe, dann stoße ich in seinen Büchern ganz oft auf eine persönliche Widmung – „zum

Abschied am 28.7.1980“ steht da z.B. oder „zum Wiedersehen in München am 10.6.1981“ oder „in Jerusalem am 20.8.1988“. Diesen Eintrag hat er übrigens mit dem Zusatz versehen: Gal.6,2. d.h. er, der Jude, erinnerte an das Wort des Apostels Paulus „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“. Ich sehe darin nicht nur sein offenes Herz für andere Glaubensweisen und seine ökumenische Weite, sondern auch seine Überzeugung, dass Juden und Christen der Welt gegenüber eine gemeinsame Aufgabe haben, einen Auftrag, der noch lange nicht erfüllt ist.

In einem dieser Bücher in meinem Regal fand ich beim Stöbern den Text, mit dem ich ihn bei einem seiner Vorträge in München begrüßt habe. Der Abend stand – es war vermutlich im Sommer 1980 - unter der Überschrift „Zwiesprache mit Schalom Ben-Chorin“ – formuliert in Anlehnung an seine eigenen Erinnerungen an den Lehrer und Freund Martin Buber. Ich habe damals gesagt: „Diese Überschrift erinnert an die Kindheit in der Zweibrückenstraße. Ein Brückenbauer ist dort herangewachsen, in einem Haus, das sinnigerweise auch noch „Zur Post“ hieß. In seinen Büchern und Aufsätzen, in seinen Vorträgen und in den vielen persönlichen Briefen ist Schalom Ben-Chorin gleichsam zum Postboten geworden, zum Boten einer Nachricht, nämlich der Guten Nachricht von der Versöhnung. Diese Botschaft ist – ich zitiere immer noch – nicht zuletzt eine politische Herausforderung, und wir täten dem Versöhnungswerk dieses Mannes unrecht, wollten wir sie auf den geistigen Dialog zwischen Christen und Juden beschränken. „Ha schatta abdei, le shana habaa bene chorin“ heißt es im Brotsegen zu Beginn der Sederfeier, und dieser Segen enthält eben die Botschaft, die Fritz Rosenthal zu seinem Lebenswerk gemacht hat: Damit wir nicht nur Frauen und Männer des Friedens, sondern auch Töchter und Söhne der Freiheit werden - bene Chorin.“ Soweit meine damalige Begrüßung.

Heute und hier will ich deutlich machen, was ich persönlich von Schalom Ben-Chorin gelernt habe. Ich durfte ihm begegnen, und weil jede wirkliche Begegnung unter Menschen das Voneinander-Lernen mit einschließt, erfuhr ich es ungeheuer beglückend, wie sehr er auch selber dazu bereit war. Noch heute spüre ich, wie mich sein Zugewandtsein berührt hat: sein Interesse an dem um so viele Jahre Jüngeren, sein Zuhörenkönnen und sein Verstehen. „Einer trage des anderen Last“ – und das geschichtliche Erbe unserer Väter hat meine Generation ja nun wirklich belastet. Was ich gelernt habe, ist erstens das untrennbare Ineinander und Miteinander von Glauben und Leben. „Man kann das Judentum nicht aus Büchern kennen lernen“, hat er einmal gesagt, „sondern muß es als gelebte Wirklichkeit erfahren, mit der Schönheit des Sabbats und der Feste und mit den Härten eines Anspruchs, der oft unsere Möglichkeiten übersteigt, und mit der Gefahr einer Erstarrung in Traditionen, die den lebendigen Glauben zu ersticken drohen.“ Genauso könnte ich es auch als Christ sagen, die Gefahr der Erstarrung in Traditionen gilt ja in gleicher Weise für unsere Kirchen.

Das zweite, was mir in Erinnerung bleibt, ist sein Selbstverständnis als Dolmetscher. Er spürte in sich den Auftrag, das Erbe der Väter zu übersetzen. Bei der Lektüre seines Paulus-Buches ist mir aufgefallen, wie nahe sich der in der Diaspora Aufgewachsene dem Diaspora-Juden Paulus verbunden fühlte. Hier zeigt sich der biographische Hintergrund seines Denkens. Schalom Ben-Chorin spürte deutlich seine Grenzen bei der Aufgabe, jüdische Inhalte in einer anderen Sprache zu vermitteln als der hebräischen, und er konnte bekennen: So wie bei Paulus die Verfremdung durch das Medium des Griechischen eintrat, so bei ihm selbst – sogar bei aller Vertrautheit seiner Muttersprache – im Medium des Deutschen. In seinem Buch schreibt er: „Es ist nicht unbescheiden, solche Parallelen zu ziehen. Sie sagen nichts über Größe und Wert aus, sie sprechen nur von Situation und Schicksal. Situation und Schicksal aber brachten mir die Person des Paulus so nahe, dass ich glaube, ihn aus einer Perspektive sehen zu können und sehen zu müssen, die nicht die Perspektive christlicher Theologen sein kann.“ (Paulus, dtv-TB, S.13)

Meine dritte Erfahrung in der Begegnung mit Schalom Ben-Chorin ist aber die für mich wichtigste: Es ist die Bedeutung des Dialogs bzw. – umfassender noch – die Bedeutung

des Beziehungsgeschehens überhaupt. Der „Baumeister des Dialogs“ wurde er genannt, für mich wurde er auch zum Baumeister eines ganz neuen theologischen Denkens, eines Denkens, in dem das „In-Beziehung-Sein“ im Mittelpunkt steht. Griechische Verfremdung und lateinisches Erbe haben dazu geführt, dass die christliche Theologie diese ihre jüdischen Wurzeln vergessen und verfolgt hat. Und dabei wäre es doch – zumal in einem Zeitalter der Kommunikation und der alles beherrschenden Kommunikationsmedien – so ungeheuer wichtig für die Vermittlung auch der christlichen Botschaft, an das „In-Beziehung-Sein“ Gottes zu erinnern, daran, dass Gott nur aus dem Miteinander von Menschen erkannt werden kann. Jede Beziehung aber lebt von dem gesprochenen Wort, und deshalb gehören eben nicht nur seine Vorträge und religionswissenschaftlichen Bücher zum Lebenswerk Schalom Ben Chorins, sondern auch seine Gedichte und literarischen Essays. „Der Mensch wird am Du zum Ich“! Schalom Ben-Chorin hat diese bekannte Quintessenz Martin Bubers mit seinem Leben und Denken anderen weitergegeben, und wer ihn darauf ansprach, dem konnte er antworten, dass menschliche Existenz nur dann transparent wird für Gott, wenn sie dialogisch wird, wenn sie als Begegnung erfahren und in Beziehung gelebt wird. Er konnte dann weit ausholen und die Geschichten der Erzväter erzählen, die Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob, er konnte aber auch an verborgene Texte in der christlichen Tradition erinnern wie z.B. an den des christlichen Mystikers Angelus Silesius: „Nichts ist als Ich und Du. Und wenn wir zwei nicht sein, so ist Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein“. Dieses Zitat führt uns dann geradewegs zu dem Erbe Martin Bubers:

## II

In der Einleitung zu seiner berühmten Sammlung der „Erzählungen der Chassidim“ schreibt Buber: „Im Grunde gehen alle großen Religionen und religiösen Bewegungen darauf aus, ein Leben in Begeisterung zu erzeugen, und zwar in einer Begeisterung, die durch kein Erlebnis zu ersticken ist, die somit ihre Quelle in einer allen einzelnen Erlebnissen schlechthin überlegenen Beziehung zum Unbedingten haben muß. Da aber die Erfahrungen, die der Mensch mit der Welt und mit sich selbst macht, vielfach nicht geeignet sind, Begeisterung in ihm zu erzeugen, verweisen die religiösen Konzeptionen ihn auf ein anderes Sein, das Sein einer vollkommenen Welt, in der auch seine Seele vollkommen ist. .... Im Judentum war, unbeschadet des Glaubens an ein ewiges Leben, stets die Tendenz mächtig, der Vollkommenheit eine irdische Stätte zu schaffen.“ (Die Erzählungen der Chassidim, Manesse 1949, S. 16f).

Ich zitiere diese Äußerung, weil sich in ihr die drei Begriffe finden, die sich auch in den Arbeiten von Ben Chorin finden lassen: Das Unbedingte, die Beziehung zwischen ihm und der menschlichen Erfahrungswelt und die Begeisterung dafür, beides für das menschliche Dasein fruchtbar zu machen. Es ging Buber ja in allererster Linie, auch bei seiner Hinwendung zum Zionismus, um eine geistige Erneuerung des Judentums und seine Auseinandersetzung mit dem Christentum ist nur von da aus zu verstehen. In der dritten seiner „Reden über das Judentum“, die er in Prag schon im Jahre 1910 gehalten hat, sagte er: „ Was am Christentum schöpferisch ist, ist nicht Christentum, sondern Judentum, und damit brauchen wir nicht Fühlung zu nehmen, brauchen es nur in uns zu erkennen und in Besitz zu nehmen, denn wir tragen es unverlierbar in uns“. (MBW 3,248)

Ben Chorin sieht das etwas anders. Die beiden Männer haben immer wieder freundschaftlich darüber gestritten, wie denn der sachgemäße Dialog zwischen beiden Religionen auszusehen hätte, die ja für Buber allenfalls zwei Weisen ein- und desselben Glaubens waren. Unbestreitbar aber war auch für Ben Chorin das Unbedingte, das Fundament des Glaubens, das nicht und von niemanden in Frage gestellt werden darf. Der Streit um Glaubensinhalte ist dann aber nur die eine Seite. Ebenso wichtig ist die Art und Weise, wie der Dialog über und mit dem Unbedingten geführt wird und wie die Gesprächspartner miteinander in Beziehung treten. Ich meine, dass in dieser Hinsicht die Wirkung Bubers auf Schalom Ben Chorin nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Buber hat sein „dialogisches Prinzip“ bekanntlich in seinem Hauptwerk „Ich und Du“ entfaltet. Ihn interessierte die Person, die Tatsache, dass das Ich immer nur Ich ist im Verhältnis zu seinem Gegenüber. Er schreibt: „Alle Wesen in der Natur sind ja in ein Mit-Anderen-Sein gestellt, und in jedem Lebendigen tritt dies als Wahrnehmung des Anderen und als Handlung am Anderen ins Werk. Menscheneigentümlichkeit aber ist, dass einer je und je des Anderen als dieses ihm gegenüber Bestehende inne werden kann, dem gegenüber er besteht.“ (Begegnung, autobiographische Fragmente, Heidelberg 1978, S.83) Wo solche „Wahrnehmung“ des Anderen geschieht, und nur dann, kommt es zu echter Begegnung. Die Konsequenzen für das Gespräch zwischen den Religionen liegen auf der Hand. So wichtig der Streit um Glaubensinhalte ist, er muß doch zuerst getragen sein von der Begegnung von Person zu Person. Nur in einer solchen Begegnung kann sich so etwas wie Offenbarung ereignen.

In einem Vortrag aus dem Jahr 1963, zwei Jahre vor seinem Tod, sagte Buber unter der Überschrift „Elemente des Zwischenmenschlichen“: „Es gibt zwei Grundweisen, auf Menschen, auf ihre Gesinnung und Lebensgestaltung, einzuwirken. In der einen will einer sich, seine Haltung und Meinung dem anderen so auferlegen, dass der das psychische Ergebnis der Aktion für seine eigene Einsicht hält. In der zweiten Grundweise der Einwirkung will einer das, was er in sich selber als das Gute erkannt hat, auch in der Seele des Anderen als darin angelegt finden, fördern, entfalten. Weil es das Gute ist, muß es auch in dem Mikrokosmos des Anderen als Möglichkeit unter Möglichkeiten lebendig sein. Der Andere muß nur eben in dieser seiner Potentialität erschlossen werden, und zwar im Wesentlichen nicht durch Belehrung, sondern durch Begegnung, durch Mitsammensein, durch existentielle Kommunikation zwischen einem Seienden und einem Werden-Könnenden. Die erste Weise hat sich am stärksten im Bereich der Propaganda ausgebildet, die zweite im Bereich der Erziehung.“ (Hörbuch des BR, Auditorium Netzwerk 2007) Das heißt aber dann für das Gespräch zwischen einem Juden und einem Christen: „Das Geheimnis des Anderen ist innen in ihm und kann nicht von außen her wahrgenommen werden. Kein Mensch außerhalb Israels weiß um das Geheimnis Israels. Und kein Mensch außerhalb der Christenheit weiß um das Geheimnis der Christenheit. Aber nicht wissend können sie einander ihr Geheimnis anerkennen. Wie es aber möglich ist, dass es die (beiden) Geheimnisse nebeneinander gibt, das ist Gottes Geheimnis“. (MBW 9,159)

Juden und Christen stehen also vor einer gemeinsamen Herausforderung. Sie sind herausgefordert zu einem gemeinsamen Dienst in dieser Welt. Und beiden Glaubensweisen gilt eben die paulinische Mahnung „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“. Die Wurzel, der Urgrund, ist Gott, seine Treue, seine Barmherzigkeit, und die Frage, die sich Juden und Christen gleichermaßen stellt, kann nur lauten: „Wie werden wir, die wir sind?“ So schloß Martin Buber eine Rede über „Judentum und Kultur“, die er 1951 gehalten hat. „Erkennen wir uns selber“, sagte er damals, „wir sind die Hüter der Wurzeln. Wir sind es. Wie können wir es werden? Wie werden wir, die wir sind?“

### III

Schalom Ben Chorin hat diese Leitfrage von Martin Buber übernommen. Bevor er in den jüdisch-christlichen Dialog hineinwuchs, ging es ja auch ihm wie gesagt um die Erneuerung des Judentums. „Wir sind Israel, aber wir müssen es immer wieder neu werden, um dem Anspruch der Geschichte gerecht zu werden“ (Theologia Judaica II, 70). Übernommen hat er aber auch die Bubersche Wesensbestimmung eines echten Dialogs – und hierin liegt für mich das Geheimnis seiner Wirkung in Deutschland. In einem kleinen Büchlein erzählt er „Vom Kirchenvater Abraham und anderen Ungereimtheiten“. Dort nennt er in einer Vorbemerkung bestimmte Gruppen von Menschen, die er als für den Dialog gänzlich ungeeignet erlebt hat, nämlich solche, die in einem geschlossenen System leben und sich im Besitz der absoluten Wahrheit wähnen. Und dann schreibt er: „Anders steht es mit Menschen, die zwar durchaus einen festen Standpunkt in der

geistig-geistlichen Welt haben, die sich aber der dialektischen Position menschlicher Existenz bewusst geblieben sind oder auch nur das Bedürfnis haben, den Dialogpartner in seinem Denken bis in diesen Bereich hinein kennen zu lernen.“ („Vom Kirchenvater Abraham....“, Wuppertal 1983, S.6)

An vielen anderen Stellen nimmt Ben Chorin auf die Dialogik Martin Bubers Bezug. Er hat ihr mit seinem Lebenswerk konkrete Gestalt gegeben. Das Wahrnehmen des Anderen, der Respekt vor dem Geheimnis des Anderen, das Zuhören-Können, überhaupt das Bezogensein auf den Anderen ist in ihm, in seinem Leben, Ereignis geworden. Er brachte dazu nicht nur die charismatischen Fähigkeiten mit, die man so oft an ihm gerühmt hat – seine poetische und journalistische Begabung etwa, seine Neugierde, sein Temperament und sein Charme, Ereignis wurden in ihm, so meine ich, vielmehr noch die Jahrtausende jüdischer Überlieferung von einem Gott, der nicht in fernen Welten wohnt, sondern der sich in Beziehung bringt, der mit sich handeln lässt, der sich ansprechen lässt. Dieses In-Beziehung-Sein Gottes kommt ja zum Ausdruck schon in den Bundesschlüssen, die die geschichtliche Grundlage bilden für den jüdischen Glauben, gewissermaßen in dem Stammbaum, der aus der Wurzel gewachsen ist. Der Bund mit Noah, der Bund mit Abraham, der Bundesschluß am Sinai – es handelt sich dabei nicht nur um Richtlinien für den Glauben, das sicher auch, aber im Vordergrund steht doch das Vertrauensverhältnis zwischen Gott und Mensch als erlebte Wirklichkeit. Das ist das Fundament und Ben Chorin wird nicht müde, auf diesen Wurzelgrund als Basis auch für den Dialog zwischen Juden und Christen hinzuweisen.

Dazu nur ein Zitat unter vielen ähnlichen: „Die Christenheit muß sich ihrer jüdischen Wurzeln wieder voll bewusst werden. Christsein heißt, in der Nachfolge Jesu leben. Dieser Jesus von Nazareth war aber ein Ur- und Nur-Jude, ein Rabbi, den seine Jünger, aber auch seine Gegner Rabbi genannt haben. ... Der Christ auf der Suche nach seiner eigenen Identität muß dem Judentum begegnen, ganz im Sinne der Mahnung des Paulus an die Heidenchristen in Rom: „So überhebe dich denn nicht, denn die Wurzel trägt dich, nicht du trägst die Wurzel.“ Diese Wurzel ist Israel, ist das Judentum.“ (Theologia Judaica II, 188).

Wenn gesagt wird, im Unterschied zu einem Christentum, welches die Lehre in den Mittelpunkt seiner Theologie stellt, sei das Judentum in erster Linie eine Religion der Tat, so greift eine solche Charakteristik in beiden Fällen zu kurz. Immer wieder zitiert wird etwa die bekannte Schlussfolgerung Ben Chorins: „Der Glaube Jesu eint uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“ Aber „an Jesus glauben“ kann für einen Christen doch nur heißen, sich mit Jesus einzulassen auf die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk, auf den Bund, den er bereits mit den Ervätern geschlossen hat. Der alte und der neue Bund bilden ein Ganzes, der alte muß sich immer wieder erneuern und der neue muß sich seiner Herkunft bewusst bleiben. Nicht von ungefähr stehen deshalb die „Wochen der Brüderlichkeit“, die in Deutschland alljährlich im März veranstaltet werden, unter dem Motto „Erinnern – Lernen – Sprechen“ („Zachor – Lamad – Dabar“).

Man könnte dieses Motto auch über das Lebenswerk von Schalom Ben Chorin schreiben. Nicht von ungefähr sind ja auch seine theologischen Vorlesungen in Tübingen oder München unter der Hand zu Erzählstunden geworden, in denen die Hörerinnen und Hörer von dem Erzähler Ben Chorin gepackt waren. Von dem Schriftsteller Alfred Andersch gibt es eine Bemerkung, wie es ihm auf seinen eigenen Lesereisen ergangen ist. Er schreibt: „Da geschieht etwas Uraltes – eine Geschichte wird erzählt. Der da in einem Kreis von Zuhörern sitzt, ist auf einmal keiner mehr, der (doziert oder) etwas geschrieben hat, sondern einer, der erzählt. Das Geschriebene verwandelt sich in ein Erzähltes, nimmt zugleich einen sozialen wie mythischen Charakter an; nicht ein Autor, sondern eine Geschichte ist es, die sich vorträgt.“

#### IV

Und so haben wir ihn erlebt! Schalom Ben Chorin, den Schriftsteller, den Dichter, den unermüdlichen Interpreten der geistigen Wurzeln sowohl des Judentums als auch des Christentums. „Eine narrative Theologie“ konnte er sagen, „vermag in der Erzählung mehr auszusagen als jede systematische Dogmatik.“ Und was über den Psychotherapeuten Milton H. Erickson gesagt wurde, ließe sich deshalb auch auf ihn übertragen: „Er lebte und arbeitete, indem er Geschichten erzählte.“ In ihm wurde das Wesen des Judentums lebendige Gestalt. „Das Judentum ist eine Weltreligion mit einem biologischen Abstammungszentrum.“ Zustimmung zitiert er diese Bemerkung von Hans Joachim Schoeps, mit dem ihn ein jahrzehntelanger Briefwechsel verband. Schalom Ben Chorin fühlte sich getragen von seinen eigenen Wurzeln, und dieses Getragensein hat sich auf Andere übertragen. Auch die Gründung der Jerusalemer Reformgemeinde ist sicher nur denkbar auf diesem Hintergrund, auf dem Boden seiner ihm eigenen Frömmigkeit, mit der er andere ansteckte.

Einer der besten Kenner seines Lebenswerks, Ferdinand Hahn, Professor für Neues Testament in München, sagte bei einer Laudatio noch im Jahre 2007: „Was Ben Chorins Beiträge zum jüdisch-christlichen Dialog durch die Jahrzehnte hindurch auszeichnet, ist die klare Unterscheidung des jüdischen und es christlichen Glaubens bei gleichzeitig aufgezeigter enger Verwandtschaft und fundamentaler Zusammengehörigkeit. In vieler Hinsicht hat er uns Christen geradezu die Augen geöffnet für die genuin jüdischen Elemente bei Jesus und in der ältesten christlichen Tradition. Bei aller Gemeinsamkeit durfte es für ihn aber keine Grenzverwischung geben. Das machte das Gespräch mit ihm so offen und so ehrlich.“ Ich möchte ergänzen: Und auch wenn das Gespräch gelegentlich radikal wurde, dann nur deshalb, weil es die Partner in diesem Dialog zu ihren gemeinsamen Ursprüngen zurückführte, weil es sie zu der „radix“ führte, der ein- und derselben Wurzel von Christen und Juden. Die Christenheit bleibt herausgefordert, dieser Gemeinsamkeit in Theologie und Kirche gerecht zu werden.

In einer Nachbemerkung zu seinem Jesus-Buch lesen wir: „Hier hat sich ein Jude bemüht, den Wurzelgrund des Christentums, das Evangelium, kennen zu lernen, und ist dabei auf ein kostbares Stück eigenen Ackers gestoßen. Möchte doch der Christ, der hinabsteigt zu den Quellen des Judentums, in ihnen die lebendigen Wasser erkennen, aus denen Jesus von Nazareth geschöpft hat“ (Bruder Jesus, 191). Viele der evangelischen Landeskirchen in Deutschland sind dem gefolgt und haben ihr Verhältnis zum Judentum inzwischen neu definiert. In Bayern beispielsweise hat die Evangelisch-Lutherische Kirche ihrer Verfassung erst in jüngster Zeit einen zusätzlichen Artikel eingefügt, in dem es heißt: „Mit der ganzen Kirche Jesu Christi ist sie (die Landeskirche) aus dem biblischen Gottesvolk Israel hervorgegangen und bezeugt mit der Heiligen Schrift dessen bleibende Erwählung“. Nun kommt es darauf an, dass diese Aussage – und sie hat immerhin Verfassungsrang! – nicht in einem Verfassungsartikel versteckt bleibt, sondern auch in die eigene Verkündigung und Frömmigkeit umgesetzt wird.

Ich muß es mir versagen, die Konsequenzen auszuziehen, die ich selber hier für unsere christliche Theologie vor mir sehe. Angesichts des schweren Gepäcks, das die Christenheit in ihrer Theologie- und Kirchengeschichte auf sich geladen hat, liegt hier noch eine immense Aufgabe vor uns. Schalom Ben Chorin hat es in seinem Paulus-Buch einen tragischen Konflikt genannt, dass die damaligen Säulen der Jerusalemer Urgemeinde dem Weg des Paulus zu den Völkern nicht folgen konnten. Ich zitiere: „Der Konflikt ist tragisch, denn hier steht Liebe gegen Liebe. Und wer möchte in diesem Kampf der Liebe entscheiden? Die Geschichte hat ihr Wort gesprochen. Aber nicht immer siegt die Wahrheit in der Geschichte, sonst könnte auch das Zerrbild des Christentums, wie es seit Konstantin entstand, .... das Prädikat der Wahrheit für sich in Anspruch nehmen.“ (Paulus, dtv-TB, S.135)

Und damit komme ich zum Schluß. Ich habe von der Dialogik Martin Bubers gesprochen und von den Konsequenzen, die dessen Ansatz im Lebenswerk von Schalom Ben Chorin gefunden hat und die er in der christlichen Theologie vielleicht erst noch finden muß. „Am Anfang steht das Wort“ – das bekennen Juden und Christen. Für christliche Ohren mag es ungewohnt klingen, wenn ich das so sage, aber ich meine ja auch nicht den Logos des Johannesevangeliums oder der griechischen Philosophie. Im jüdischen Kontext ist das Wort immer das gesprochene Wort, die Sprache, die sich je und dann ereignet, die Stimme, die mich von außen trifft und anspricht. Darauf bezieht sich aber auch der Anfang des ältesten Evangeliums im Neuen Testament: „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Bereitet den Weg des Herrn!“ (Mk 1,3 unter Rückgriff auf Jes.40,3). Die Erzählungen von Jesu Taufe am Jordan oder von seiner Verklärung auf dem Berg gipfeln darin, dass das Geschehen gedeutet wird von einer himmlischen Stimme: „Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen“ (Mk 1,11). Es ist das Du Gottes, das Jesus zu dem macht, der er ist bzw. der er sein soll, das ihn Ich sagen lässt und das ihm die Vollmacht gibt, aus der er handelte.

Und hier sind wir wieder bei Martin Buber. Im Rückblick auf seine Übersetzung der hebräischen Bibel konnte er sagen: Wir meinten nicht das Buch, wir meinten die Stimme. Deshalb muß die Bibel laut gelesen werden. Nur so lässt sich erfahren, dass Gott ein Du ist, das man ansprechen kann. Und davon war auch Schalom Ben Chorin überzeugt. Es ist dieses Beziehungsgeschehen im Hintergrund seines Denkens, das die Begegnung mit ihm so faszinierend und so fruchtbar gemacht hat. Juden und Christen sind in der Geschichte, in der Wirkungsgeschichte des Wortes, getrennte Wege gegangen, aber gemeinsam stehen sie in einer Bewegung. Und die Geschichte geht weiter. Die Energie fließt aus dem Gegenüber. An seinem 100. Geburtstag blicken wir dankbar auf die Lebensgeschichte von Schalom Ben Chorin und sind zugleich aufgefordert, sie für das Gespräch zwischen unseren Religionen fruchtbar zu machen – und übrigens nicht nur für das Gespräch zwischen Juden und Christen. Was ich Ihnen heute vorgetragen habe, konnte nur ein kleiner Beitrag dazu sein.

Eine allerletzte Bemerkung zum Schluß: Bei einer Fahrt nach Freiburg habe ich vor kurzem das Ehepaar Ronecker besucht. Karl Heinz Ronecker war bekanntlich in den Jahren 1991 bis 2001 Propst an der hiesigen Erlöserkirche. Er sprach bei der Beerdigung am 9.Mai 1999 und prägte hier das Wort von dem „Baumeister des christlich-jüdischen Dialogs“. Als ich ihm von der Einladung zu diesem Symposium erzählte, meinte er, um Schalom Ben Chorin zu würdigen, müsse man eigentlich nur die vielen Geschichten erzählen, die so viele Menschen mit diesem Mann erlebt haben. Und so rundet sich der Kreis. Deshalb habe ich ja vorhin mit meinen ganz persönlichen Erfahrungen in der Begegnung mit Ben Chorin begonnen. Deshalb können auch Sie diese Erfahrungen aus eigenem Erleben ergänzen.

Schließen möchte ich aber mit einer Geschichte, die er selber erzählt hat. Ich habe sie gefunden auf den letzten Seiten seiner „Zwiesprache mit Martin Buber“, geschrieben zu dessen 100. Geburtstag und deshalb wohl geeignet, auch zum 100.Geburtstag eines Mannes erzählt zu werden, der so sehr von der begeisternden Macht des Wortes in einem gelebten Dialog durchdrungen war. Ben Chorin erinnert an ein frühes Drama aus der Feder Martin Bubers mit dem Titel „Der Mantel des Elia.“ Die Rede ist von der Himmelfahrt des Propheten, der dabei seinem Schüler Elischa seinen Mantel zurücklässt. Ben Chorin schreibt: „Der Mantel ist in der Erzählung das sichtbare Symbol der Kraft Elias, deren wunderbare Wirksamkeit auf den Schüler übergeht, welcher den Mantel des Meisters über die Fetzen seiner eigenen Gewandung wirft. Wenn wir die Erzählung gleichsam entmythologisieren und entsymbolisieren, bleibt der Gedanke der geistigen Sukzession. .... Auch Bubers Mantel ist herabgesunken. Wer aber wird ihn aufnehmen?“ Mit dieser Frage schloß er seine Erinnerungen an Martin Buber.



Ich denke, dass es nur allzu berechtigt ist, die Frage im Lebenswerk Schalom Ben Chorins als beantwortet zu betrachten. Er freilich würde uns durch seine dicken Brillengläser schalkhaft anschauen und die Frage an uns weitergeben. Es ist also auch an uns, den Mantel aufzuheben, den er zurückgelassen hat. „Es ist dir nicht gegeben, das Werk zu vollenden“ zitiert Ben Chorin die „Sprüche der Väter“, „aber du bist nicht davon befreit, es zu beginnen.“

\* \* \*